



Leseprobe aus Görlitz, Letzte Gefühle,  
ISBN 978-3-407-86785-8 © 2023 Beltz Verlag, Weinheim Basel  
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/  
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86785-8](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86785-8)

# Inhalt

Vorgeschichte:

Am Anfang war das Wort 9

1

Aufbruch: Im Schatten der Hoffnung 22

2

Auf der Suche nach dem verklungenen Herzschlag 51

3

Ziemlich schlechte Freunde 67

4

Das Recht auf eine unsichere Welt 90

5

Schweigen ist Silber, Reden ist Gold 119

6

Sehnsucht nach Zuhause 141

7

Jenseits der Hoffnung 167

8

Die Magie der Trauer 191

9

Ankunft: Ein Ort zwischen richtig und falsch 214

10

Die Sache mit dem Loslassen 232

Nachwort:

Ein letzter Akt der Elternschaft 241

Anmerkung der Autorin 254

Quellenhinweise 256

## Vorgeschichte

# Am Anfang war das Wort

Ich weiß noch genau, wie ich von der Unausweichlichkeit des Todes erfuhr. Es war Herbst, ich war drei oder vier Jahre alt. Mein Bruder, meine Mutter und ich waren auf dem Weg in die Innenstadt, und wir liefen wie immer an der Friedhofsmauer entlang. Der Bürgersteig war von knisternden braunen und gelben Blättern übersät, durch die ich mir tanzend den Weg bahnte. Die beiden unterhielten sich über einen älteren Bekannten, der bald sterben würde.

»Warum muss er denn sterben?«, fragte ich.

Mein Bruder, fast sechs Jahre älter, antwortete: »Weil wir alle einmal sterben müssen.«

Meine Mutter sagte nichts, ich auch nicht, und schon war das Gespräch wieder vorbei. Ich hörte auf, durch die Blätter zu tanzen, das weiß ich noch. Ich lief nur noch geradeaus, mit hängendem Kopf.

An diesem Tag, an dem ich erfahren hatte, dass das Leben vergänglich ist und alle Menschen sterblich sind, ist irgendetwas in mir zerbrochen. Ich weiß heute, dass das nicht hätte sein müssen. An diesem Tag wurde aber auch meine Sehnsucht nach Reparatur geboren, und deswegen ist es auch der Tag, an dem diese Geschichte beginnt. Ja genau, sie beginnt mit fehlenden Worten.

In jedem Leben kommt eine Zeit, in der wir erfahren, dass wir sterblich sind. Und als wäre das nicht schon an profunder Information genug, geht dieser Moment in der Regel auch mit der Erkennt-

nis einher, dass dieses universale Gesetz auch die Menschen betrifft, die wir lieben. Unsere Eltern zum Beispiel. Oft sind sie es, die uns dann versichern, dass es aber noch ganz lange dauert, bis es so weit ist. *Irgendwann. Nicht jetzt.*

Heute weiß ich, dass dieses zunächst beruhigende »Irgendwann, aber nicht jetzt« auch eine unangenehme Kehrseite hat. Es kann sein, dass wir uns immer noch daran festklammern, wenn aus diesem unbestimmten Irgendwann in der Zukunft ein zum Greifen naher Tag geworden ist. Es fällt schwer, an die Gegenwart zu glauben, wenn es ums Sterben geht. Manchmal denke ich, wir glauben nicht einmal ans Sterben selbst. Wir wissen darum, aber wir glauben nicht daran. Dass es tatsächlich passiert, geschweige denn uns selbst.

Bei mir war das schon immer ein bisschen anders. Ich habe mich bereits in meiner Kindheit obsessiv mit dem Sterben beschäftigt, und obwohl ich nicht sterben wollte, hat mich dieses Vertrösten aufs Irgendwann eher verstört. Wenn der Tod etwas ist, was uns alle betrifft, was niemanden ausschließt – warum schließen wir ihn dann aus der Gegenwart aus und geben uns der Illusion hin, ihn auf unbestimmte Zeit in die Zukunft verschieben zu können?

Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie ich in der Grundschule einmal all meinen Mut zusammennahm und meine Religionslehrerin auf den Tod ansprach. Doch als ich mich ihr mitten im Unterricht offenbarte, war sie überfordert.

»Ich denke oft an den Tod«, sagte ich, »und der Gedanke daran macht mir Angst. Ich frage mich, was dann wird, ob es ein Leben danach gibt.«

Wenn man jemandem so eine Frage stellen konnte, dann doch einer Religionslehrerin, dachte ich. Doch Frau Andresen ließ die Gelegenheit verstreichen.

»Du bist noch so jung, Sabrina, lebe erst einmal dein Leben.«

Ich wusste nichts mit dieser Aussage anzufangen. Wie sollte ich

denn »erst einmal mein Leben leben«, wenn ich mir nicht sicher sein konnte, dass es in ein großes Ganzes eingebettet war, sodass am Ende alles doch irgendwie einen Sinn ergab?

Natürlich, es ist nicht leicht, Kindern, vor allem seinen eigenen, sagen zu müssen, dass man eines Tages nicht mehr bei ihnen sein wird – im Idealfall, denn andersherum möchte man es ja auch nicht erleben. Und als Überbringerin von schlechten Nachrichten hat man tendenziell auch ein schlechtes Gewissen, selbst wenn man für die Nachricht selbst gar nichts kann, und möchte sich schnell wieder besser fühlen. An der Stelle kommt dann die Hoffnung ins Spiel.

»Es dauert sicherlich noch ganz lange«, und wenn wir »sicherlich« sagen, meinen wir eigentlich »hoffentlich«. *Hoffentlich* werden wir noch viel Zeit miteinander haben. Aber die wenigsten nutzen diese Zeit, um sich und ihre Liebsten vorzubereiten auf das, was mit Sicherheit irgendwann kommt.

Auch ich war über dreißig Jahre mehr oder minder allein mit meinen Gedanken an den Tod, ein Umstand, mit dem ich mich einigermaßen arrangiert hatte. Es gab Zeiten, in denen er präsenter war als in anderen, und das waren in der Regel die Phasen, die von Veränderungen gekennzeichnet waren. Die Pubertät, das Ende einer Beziehung, ein Ortswechsel, der Studienabschluss, solche Sachen. Übergänge fielen mir besonders schwer. Bevor ich einen unwiderruflich verstrichenen Lebensabschnitt loslassen und mich auf einen neuen einlassen konnte, fiel ich in ein tiefes Loch, in dem die Grübeleien über den Tod viel Raum einnahmen. Sie ließen kaum Platz übrig für Lebensfreude und Leichtigkeit. Das Nachdenken über den Tod nahm mir regelmäßig die Energie, mich konstruktiv mit meinem Leben zu beschäftigen. Gleichzeitig war es sicherlich auch eine sogenannte »aufrechterhaltende Bedingung«, wie es in der Psychologie heißt, um es gar nicht erst zu tun. Warum leben, wenn man sterben muss?

Im Sommer 1995 fingen die Depressionen an. Ich war gerade fünfzehn geworden. Während meine gleichaltrigen Freundinnen gegen alles Mögliche rebellierten, kapitulierte ich als Teenagerin innerlich vor dem Nichts. Was für einen Sinn machte das Erwachsenwerden, wenn es mich in erster Linie bloß dem Tod näherbringt?

Es gab niemanden in meinem Umfeld, dem ich mich getraut hätte, diese Frage zu stellen. Oder andersherum: Es gab niemanden, dem ich zugetraut hätte, sie zu beantworten.

Als ich mit einundzwanzig einen Working Holiday Trip in Australien nach ein paar Monaten abbrechen musste, weil für die Depression kein Weg zu weit war und sie mich sogar dorthin verfolgt hatte, wies ich mich auf Drängen meiner Familie in eine psychiatrische Klinik ein. Ich weiß noch genau, wie ich am ersten Tag zur Visite in einen Raum gebeten wurde, in dem eine Handvoll Menschen in weißen Kitteln im Halbkreis um mich herumsaß. Ich wurde gefragt, was aktuell mein Hauptproblem wäre. Ich hätte alles Mögliche vorschieben können, so wie ich es zuvor immer gemacht hatte. Wie mein geringer Selbstwert die Beziehung zu meinem australischen Freund, den ich im vorherigen Jahr in Irland kennengelernt hatte, überschattete, zum Beispiel. Wie ich mich hin- und hergerissen fühlte zwischen dem Wind in meiner Heimat Schleswig-Holstein und der Sonne in Sydney. Ich hätte es ihnen leichter machen können, aber ich spürte, ich brauchte dringend jemanden, der das Schwere halten konnte. Also entschied ich mich für die Wahrheit.

»Ich beschäftige mich andauernd mit dem Tod, ich denke darüber nach, dass eigentlich alles sinnlos ist, wenn wir sowieso alle sterben müssen.«

Als ich in die Runde blickte, saßen sie alle mit gesenktem Kopf da, starrten auf ihre Klemmbretter und machten sich Notizen. Alibi-mäßig, glaubte ich, damit sie mich bloß nicht anschauen mussten. Niemand sagte ein Wort oder fragte nach. Wahrscheinlich wa-

ren meine Gedanken in ihren Ohren nur ein zu vernachlässigendes Symptom. Für mich jedoch waren sie der Ursprung allen Übels, und ich fühlte mich mal wieder darin bestätigt, dass es sich nicht lohnte, über den Tod zu sprechen. Seine Existenz war eine unumstößliche Wahrheit, die auch kein Halbrott in Weiß vom Thron stoßen konnte. Niemand von ihnen hatte Worte dafür, geschweige denn ein Medikament dagegen, und deswegen wandten sie sich lieber ab. Vielleicht hatte ich sie auch an ihren eigenen Tod erinnert, und sie hatten es als Kränkung empfunden. Jedenfalls checkte ich noch am selben Tag wieder aus der Klinik aus.

Irgendwie schaffte ich es aus den tiefsten Tälern aber auch immer wieder hinaus, und ich hatte auch viele gute, intensive Momente in meinem Leben, die ich sicher nicht erlebt hätte, wenn mir in stabilen Zeiten der Tod nicht auch ein Antrieb gewesen wäre. Ich glaube, er hat mich unbewusst auch immer motiviert, mich auf die Suche nach Augenblicken zu machen, die einen Funken Unsterblichkeit in sich trugen und natürlich dennoch flüchtig blieben.

Durch dieses ständige Auf und Ab dauerte vieles etwas länger in meinem Leben. Ich war Anfang dreißig, als ich mich das erste Mal in meinem Leben in einer tragfähigen Beziehung wiederfand. Nach nur wenigen Monaten wurde ich schwanger, ein Umstand, den ich zunächst nicht fassen konnte: Im Jahr zuvor hatte man mir im Zuge einer Routineuntersuchung eine Hormonstörung diagnostiziert, die eine Schwangerschaft eigentlich ausschloss. Ich hatte nie vorgehabt, Kinder zu bekommen, insofern hatte mich die Diagnose nicht beunruhigt, der blaue Streifen auf dem Schwangerschaftstest hingegen versetzte mich in großen Aufruhr. Mein Kopf konnte sich nicht vorstellen, Mutter zu werden. Als meine Frauenärztin das positive Testergebnis zwei Wochen später bestätigte, hatte mein Kopf jedoch nicht mehr viel zu sagen. Es waren nur vier Millimeter Leben auf dem Ultraschall zu sehen, aber es war das Schlagen dieses unfass-

bar kleinen Herzens, das mein eigenes ganz weich werden ließ. Ich fing vor Rührung an zu weinen. Der Sound machte mich glücklich. Und so tat ich etwas, was bis dahin eher untypisch für mich war. Ich entschied mich für die Veränderung. Für die Ungewissheit. Und für das Leben. In mir schlugen jetzt buchstäblich zwei Herzen, und es ist die schwere, aber wichtigste Aufgabe des Herzens, sich Schlag für Schlag immer wieder für das Leben zu entscheiden.

Bald fand ich heraus, dass es ein Junge wird, und da war mir klar, dass ich ihn Ennis nennen würde. Der Name kommt aus Irland, und ich habe ein paar der besseren Zeiten meines Lebens in Dublin verbracht. Außerdem gefiel mir die gälische Bedeutung: *the only choice*. Das passte doch gut.

Als Ennis endlich da war, kamen die Depressionen zurück. Rückblickend muss ich sagen: mit Ansage. Die bis dahin größte Veränderung in meinem Leben war eingetreten. Ich hatte ein Kind geboren. Aber ich hatte auch seinen unsichtbaren Zwilling auf die Welt gebracht: seinen Tod. Für ihn fehlten mir noch immer die passenden Worte.

Ich weiß noch, dass ich mich auf dem Weg in den Frühstücksaal der Geburtsklinik, Ennis in seinem fahrbaren Gitterbettchen vor mir herschiebend, mit einem kritischen Blick auf die anderen Neumütter fragte: *Wie viele von euch plagt wohl auch der Gedanke, dein Kind qua Amt zum Tode verurteilt zu haben?*

Ich schätzte, keine von ihnen, aber vielleicht lag ich falsch, denn ich sprach ja selbst auch mit niemandem darüber. Ich war mir sicher, dass die meisten Eltern vor allem über den ersten Atemzug ihrer Nachkommen entzückt gewesen waren, ohne dabei zeitgleich auch den letzten im Sinn zu haben. Ich schämte mich dafür, dass es bei mir mal wieder anders war, und behielt es deswegen lieber für mich. Scham macht stumm.

In den ersten Wochen und Monaten nach seiner Geburt dachte

ich sehr viel daran, dass Ennis diese Welt, die er doch gerade erst gefühlt aus dem Nirgendwo betreten hatte, eines Tages wieder verlassen würde. Und dass ich schuld daran war, dass er schließlich sterben würde – weil ich es war, die entschieden hatte, dass er lebt. Die Schuldgefühle verfolgten mich sogar in die wenigen Stunden Schlaf, die nach dem Stillen noch übrig blieben. Einmal träumte ich, dass wir Vögel waren, und Ennis flog unter meiner Schwinge neben mir her. Er musste nicht mit den Flügeln schlagen, sondern segelte ohne Anstrengung in meinem Windschatten. Das war ein schönes Bild, eigentlich – aber als ich wach wurde und auf mein kleines schlafendes Baby neben mir blickte, dachte ich wieder bloß daran, dass ich eines Tages nicht mehr die Kraft haben werde, voranzufiegen, und dass ich ihn schließlich zurücklassen muss. Aber ich teilte diese Dinge mit niemandem, weil ich die Hoffnung längst aufgegeben hatte, dass irgendjemand mit meinen Gedanken über das Ende etwas anfangen konnte.

Allmählich gewöhnte ich mich aber daran, dass Ennis jetzt hier war, und auch die Depressionen zogen sich ein wenig zurück. Es war im Übrigen nie so, dass es mir schwerfiel, eine Beziehung zu meinem Sohn aufzubauen, wie es bei postnatalen Depressionen manchmal der Fall ist. Ich hatte ihn sofort über alles geliebt. Es war die Verantwortung, die diese Liebe mit sich brachte, die so schwer auf meinen Schultern lastete. Und anders als vielleicht die meisten Mamas fühlte ich eben nicht nur die Verantwortung, ihn bestmöglich auf das Leben vorzubereiten, sondern auch auf das Sterben.

Manchmal, wenn er schlief, studierte ich ihn ganz genau: wie er da so lag, so zerbrechlich, schutzbedürftig und gleichzeitig noch mit der Unwissenheit über all den Herzschmerz gesegnet, den das dreidimensionale Leben mit sich bringt. Jetzt war es zu spät, um ihn vor jenem Herzschmerz zu bewahren. Jetzt war er da, und wenn er eines Tages gehen muss, dann werde ich vermutlich nicht mehr da sein,

um ihm auf seiner letzten Reise die Hand zu halten. Vielleicht werde ich ihn irgendwo in Empfang nehmen, doch das kann ich heute nicht wissen. Was kann ich also jetzt, am Anfang seines Lebens tun, um ihn auf das Ende vorzubereiten?

Ich hatte keine Ahnung.

In der Theorie hatte ich mich zwar viel mit ihm beschäftigt, aber praktisch wusste ich eigentlich gar nichts über den Tod. Ich war noch nie dabei gewesen, wenn jemand starb, und ich hatte auch noch nie einen toten Menschen gesehen. So geht es heute den meisten Leuten, wir sehen einfach nicht mehr viel vom Tod – wir hören von ihm über Dritte oder in den Nachrichten, aber direkte Begegnungen haben wir in der Regel erst, wenn in unserer Familie jemand unheilbar erkrankt. Mein Opa starb in den Neunzigern im Krankenhaus an Leberkrebs, meine Oma 2011 an Magenkrebs in einem Pflegeheim, wo sie ihre letzten Wochen verbracht hatte. Ich hatte sie regelmäßig besucht, aber als sie zwei Tage nach Weihnachten starb, saß mein Bruder an ihrem Bett und ich fünfundsiebzig Kilometer entfernt in meinem Zimmer in Hamburg. Dafür, dass der Tod so eine große Rolle in meinem Leben spielte, hatte ich keinerlei praktische Erfahrungen vorzuweisen.

Ich beschloss, dass sich das ändern musste – denn jetzt hatte ich, im wahrsten Sinne des Wortes, eine Deadline, in Form einer Handvoll Leben. Wenn Ennis größer wird und erfährt, dass jeder, den er liebt, sterben muss, inklusive ihm und mir, wird er bestimmt darüber reden wollen. Und sein Umgang mit dieser Tatsache wird davon abhängen, was ich ihm zu diesem Thema zu sagen habe. Und auch wenn ich damals noch nicht wusste, wie meine Antworten ausfallen werden, wollte ich eines auf gar keinen Fall: Ihm diesen Rucksack mit all den ungesagten Wörtern vererben, der zeitlebens auf meinen Schultern lastete und der mich regelmäßig in die Tiefe zog. Ich erlebte es seit über dreißig Jahren am eigenen Leib: Es kann

einfach nicht gesund sein, über etwas nicht zu sprechen, nur weil es traurig ist. So schwer der Gedanke auszuhalten ist, dass wir uns alle voneinander verabschieden müssen, so wahr ist er eben auch.

*Schönheit ist Wahrheit, Wahrheit ist Schönheit*, hat der englische Dichter John Keats gesagt – ein Satz, den ich sehr gut früher in meinem Leben gebraucht hätte. Aber mich hatte niemand in der Sprache des Todes oder der Trauer unterrichtet, geschweige denn in ihrer Poesie, also musste ich es selbst tun. Und wenn ich sie gelernt hatte, würde ich Ennis ein Buch über den Tod schreiben. Ich würde ihm eine Geschichte erzählen, die ihm die Angst davor nimmt. Uns beiden. Eine Geschichte, die dafür sorgt, dass das unsichtbare Band, das uns heute verbindet, nicht zerreißt, auch wenn der Tod es schließlich in nicht mehr messbare Weiten dehnt. Das war zumindest der Plan.

Mit meinem kleinen Kind war ich aber erst einmal ein paar Jahre ganz gut ausgelastet, ohne neben meiner »normalen« Arbeit als freie Autorin auch noch ein Buch zu schreiben, und so verschob ich meine Pläne immer wieder ins ungeliebte, aber gleichzeitig eben auch für mich sehr bequeme Irgendwann. Ende 2018, Ennis war inzwischen vier, verspürte ich jedoch auf einmal eine Dringlichkeit, endlich mit meiner Geschichte über den Tod anzufangen. Ich konnte diese Dringlichkeit nicht zuordnen, es war mehr eine innere Stimme, die mir zuflüsterte: »Es wird Zeit.«



Kurz darauf, im Januar 2019, besuchten Ennis, sein Papa Mirko und ich meine Eltern in meiner kleinen Heimatstadt in Schleswig-Holstein. Nach dem obligatorischen Kaffeetrinken liefen meine drei Lieblingsmänner in den nahe gelegenen Park für eine Runde Spielplatz. Später, als wir zurück in Hamburg waren, wollte Mirko mir

stolz ein Foto zeigen, das er dort von Ennis und seinem Opa gemacht hatte.

»Ich habe ein richtig cooles Bild von Ennis und Wolfgang«, meinte er und gab mir sein iPhone.

In dem Augenblick, als ich auf den Bildschirm schaute – ein leiser Riss, irgendwo ganz tief in meinem Innern. Aus künstlerischer Sicht war es ein gelungenes Foto: ein strahlender kleiner Junge auf der Schaukel, der offenbar gerade einen Schubs von seinem Opa bekommen hatte, der ihn mit ausgestreckten Füßen bis vor die Kameralinse fliegen ließ. Hinein in die Zukunft. Im Hintergrund der grauhaarige Großvater in seiner dunkelblauen Winterjacke. Wie ein Symbol für die Vergangenheit. Doch es war nicht der Aufbau des Bildes, der mich aus der Fassung brachte, es war der Ausdruck im Gesicht meines Vaters.

»Kannst du es nicht sehen?«, fragte ich Mirko, meine Stimme ein bisschen zu schrill. »Guck mal, wie er schaut!«

Mein Vater hatte ein leichtes Lächeln im Gesicht, aber er wirkte irgendwie abwesend. Sein Gesicht war ein bisschen zur Seite geneigt, er blickte nach unten vorne, in Ennis' Richtung zwar, aber er schien durch dessen Rücken hindurchzuschauen. Und sein Hautton, der sonst das ganze Jahr über von der Sonne geküsst wirkte, hatte auf dem Foto einen Graustich bekommen, der mir zuvor nicht aufgefallen war. Mein Vater war inzwischen zweiundsiebzig, und vielleicht war es das erste Mal, dass ich ihn auch anschaute wie einen Zweiundsiebzigjährigen. Ich vermisste seinen *glow*, dieses spezielle Leuchten, das er immer für mich gehabt hatte. Den Schalk in seinen blauen Augen, die meistens strahlten wie der Ozean an einem klaren Sommertag. Klar, das Foto war an einem blassen Wintertag aufgenommen worden, aber das Gefühl, dass mein Vater selbst wie der Winter aussah, schickte mir einen Schauer über den Rücken. Ich gab Mirko schnell das Telefon zurück.

Ein paar Wochen später besuchten uns meine Eltern das letzte Mal in Hamburg. Ich erinnere mich an nichts Bemerkenswertes, was dieses Treffen angeht, bloß an den Abschied. Ich hatte sie etwas früher als gewöhnlich verabschiedet, weil ich gegen Abend noch auf den Geburtstag einer Freundin gehen wollte. Es war halb fünf, als wir Tschüss sagten, mit einer kurzen Umarmung wie immer. Während meine Eltern mit dem Fahrstuhl nach unten fuhren, stellten Ennis und ich uns schon an die Brüstung, die das geöffnete bodentiefe Wohnzimmerfenster absicherte. Wir warteten darauf, dass der blaue VW-Golf meines Vaters aus der Seitenstraße in die Hauptstraße vor unserem Fenster bog. Er hupte, als er um die Kurve fuhr, und obwohl sie uns von da unten nicht sehen konnten, winkten wir dem Auto hinterher, bis es schließlich außer Sichtweite geriet. Es war in diesem Moment, in dem ich mich daran erinnerte, wie ich als Kind das Haus meiner Großeltern verließ. Aus der Haustür heraus war ich immer über die grüne Wiese mit dem Spielplatz gelaufen und hatte mich dabei ständig umgedreht, um den beiden Gesichtern am Küchenfenster zuzuwinken. Ich vergewisserte mich alle zwei Sekunden, ob sie noch da waren und zurückwinkten, und natürlich taten sie das, bis ich um die Ecke ging. Nachdem mein Opa gestorben war, stand meine Oma dann allein am Fenster. Und dann, auf einmal, niemand mehr.

Ich weiß nicht, warum ich mich ausgerechnet an diesem Tag daran erinnerte. Warum ich mich ausgerechnet an diesem Tag fragte, wie oft mein Vater noch hupend um die Ecke fahren würde.

Ein paar Wochen zuvor hatte ich einen zwölfmonatigen Fernlehrgang in der Palliativbegleitung begonnen, und in rund einer Woche sollte vor Ort der Kurs als ehrenamtliche Hospizbegleiterin starten, für den ich mich zusätzlich angemeldet hatte. Ich war kurz davor, umzusetzen, was mir seit der Geburt meines Sohnes immer wieder im Kopf herumgegangen war – ein Buch über den Tod

zu schreiben. Inzwischen hatte ich eingesehen, dass das auch nur wirklich funktionieren konnte, wenn ich neben der theoretischen Auseinandersetzung auch echte Begegnungen mit dem Tod haben würde. Ich benötigte sozusagen eine gewisse *street credibility*, und die würde ich mir in den kommenden Monaten durch die beiden Kurse und in der anschließenden Praxis als Ehrenamtliche aneignen. Außerdem würde ich endlich auf Menschen treffen, die genau wie ich übers Sterben sprechen wollten. Ich hatte noch immer großen Respekt vor dem Tod, aber »wo die Angst ist, da geht es lang«. So heißt es doch.

Auf dem Geburtstag meiner Freundin traf ich auf ein paar alte Bekannte und auch auf das ein oder andere neue Gesicht. Es war eine nette Runde, und ich hatte das Gefühl, mich ein wenig öffnen zu können. Ich war gerade dabei, einer Freundin von meinen neuen Weiterbildungen zu erzählen, als sich eine mir bis dahin unbekannte Frau, die neben uns saß, in das Gespräch einschaltete. Sie hatte mir bereits eine Weile zugehört und begann, von ihren eigenen Erfahrungen mit einem Palliativpflegeteam zu berichten, das ihr und ihrer Familie eine große Hilfe gewesen war, als ihr Vater an Krebs starb. Die Frau war ungefähr in meinem Alter, und während sie sprach, musste ich auf einmal wieder an das Foto vom Spielplatz denken. An das hupende Auto. An das leere Küchenfenster. *Es passiert nicht nur den anderen Vätern*, dachte ich. *Es wird auch deinem passieren.*

Sein Kind auf den Tod vorzubereiten, kann somit auch bedeuten, ihm ein Vorbild zu sein, wenn man die eigenen Eltern gehen lassen muss. Ich war schon immer ein richtiges Papa-Kind, ich liebte meinen Vater über alles, und die Vorstellung seines Todes war schon immer eine der schwersten gewesen. Aber sicherlich hatte ich noch ganz viel Zeit. Heutzutage werden viele Männer achtzig und älter, und bisher war Papa nie ernsthaft krank gewesen. Sicherlich. Hoffentlich.

Ich hatte keine Ahnung, dass ich in Wirklichkeit nur noch eine Woche hatte, bevor meine Geschichte vom Ende beginnt. In Echtzeit. Oft denkt man eben nur, dass man selbst eine Geschichte erzählt, aber in Wahrheit wird sie dir von der Geschichte selbst erzählt. Und man muss lernen, ihr gut zuzuhören, wie eine Wissenschaftlerin. Am Anfang kommt sie in Flüstertönen zu dir, und diese werden mitunter zu Donnerschlägen. Dann denkst du an den Anfang zurück und kannst kaum glauben, wie klar auf einmal alles ist.